

# Stichworte aus der sprach- und literaturwissenschaftlichen Diskussion

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Beiheft zum Bündner Monatsblatt**

Band (Jahr): **8 (1998)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## 11. Stichworte aus der sprach- und literaturwissenschaftlichen Diskussion

Die folgenden Stichworte verweisen auf die theoretischen Vorgaben und Zusammenhänge der Diskussion über literarische Funktionen von Mehrsprachigkeit und Sprachmischung. Die Sprachwissenschaft (11.1.) erfasst diese innerhalb der Kontaktlinguistik, deren wichtigste Unterscheidungen referiert werden (11.1.1.). Daneben beschäftigen sich Zeichen- und Stiltheorie seit langem ausgiebig mit kontaktbedingter Auffälligkeit, die häufig unter den sich überschneidenden Begriffen «Konnotation» (11.1.2.) und «Expressivität» (11.1.3.) subsumiert werden. Die in den Texten häufigen Moderierungen und Kommentierungen von Kontaktsprachlichem machen eine Bemerkung zum Begriff «Metasprache» (11.1.4.) nötig.

Die Literaturwissenschaft (11.2.) erfasst literarische «Mehrsprachigkeit» als Verbindung von Diskurstypen (Pastiche, Stilisierung, Karikatur, Sprachparodie, Wortspiel, Sprachspiel, sprachlicher Karneval, Kunstsprache) und Funktionen (mimetisch-realistisch, expressiv, humoresk, komisch, ludisch, satirisch, grotesk). Aus diesem Kontinuum von Typen und Funktionen werden drei Bereiche skizziert: der wirklichkeitsnahe Bereich des Pastiche (11.2.1.), der von Wirklichkeiten ausgehende und sie überzeichnende und verzerrende Bereich der Karikatur (11.2.2.) und der markant wirklichkeitsferne Bereich der «erfundenen» Kunstsprache (11.2.3.).

### 11.1. Sprachwissenschaftliche Stichworte

Statt eines detaillierten Forschungsberichtes werden im folgenden theoretische Voraussetzungen der häufigsten «Einstiegswege» in die Analyse literarischer Mehrsprachigkeit skizziert. Damit wird einerseits die Terminologie geklärt, andererseits können schon hier einige Hypothesen zur Lektüre «mehrsprachiger» Texte gewonnen werden.

#### 11.1.1. Kontaktlinguistisches

Der Oberbegriff «*transkodische Markierungen*» subsumiert wie erwähnt<sup>15</sup> Interferenzen, Entlehnungen (Transferenzen) und Kodeumschaltungen («code-switching»). Die Unterscheidung von Interferenz und Entlehnung (Transferenz) beruht auf einer Reihe von Dichotomien, die immer wieder ergänzt und neu spezifiziert werden<sup>16</sup>. Hier wird von einer gängigen Definition von Interferenz als kontaktbedingter, unkontrollierter Normabweichung<sup>17</sup> ausgegangen und nochmals festgehalten, dass im Rahmen unserer Frage nach literarischen Funktionen von Interferenz vor allem simulierte, literarisch nachgeahmte oder konstruierte Interferenzen interessieren, während unkontrollierte, eigentliche Interferenzen des «*énonciateur*» nicht diskutiert werden. Dieser Entscheid ist nicht theoretisch begründet, da unbewusste und zugleich literarisch funktionale Interferenzen durchaus vorkommen können<sup>18</sup>. In den romanischen Texten aber werden simulierte, als Stilmittel eingesetzte Interferenzen meist so deutlich markiert und nicht selten auch kommentiert, dass unbewusste eigentliche und zugleich funktionale Interferenzen hypothetisch als kleine Restmenge betrachtet werden können.

In der verkürzenden Gleichsetzung von Interferenzen und Fehlern<sup>19</sup> überschneiden sich diese mit den ebenfalls verkürzend mit Fehlern identifizierten «*Xenismen*», die Ehlich als «sprachliche Produktionen, die sich ausserhalb des sprachlichen Systems bewegen, aber in sprachliche Realisierungen eben dieses Systems eingebettet sind» (1986:50)<sup>20</sup> definiert. Interferenzen sind nur eine Teilmenge der Xenismen, denn es sind längst nicht alle Auffälligkeiten der im Erwerbungsprozess einer Zweitsprache auftretenden «Übergangskompetenzen» auf Interferenzen aus der Erstsprache zurückzuführen.

Die häufige Verwendung des sprachlich Fehlerhaften und Unkontrollierten in spielerischer, komischer, satirischer Funktion bringt es mit sich, dass von Xenismen und Interferenzen häufiger die Rede sein wird, als von Entlehnungen (Transferenzen), besonders wenn diese als integrierte, nicht mehr auffällige Ergebnisse<sup>21</sup> sprachlicher Kontaktprozesse aufgefasst werden. Von Puristen seltener und weniger heftig bekämpft, in vielen Fällen als notwendiges Mittel des Sprachausbaus anerkannt, in einigen Fällen als solche nicht erkennbar, eignen sich viele Entlehnungen auch nicht zur spielerischen Provokation durch übersteigerte Darstellung des «Mischsprachlichen». Andererseits können gelehrte, philologisch interessierte Texte auch eindeutig integrierte Entlehnungen als solche thematisieren und/oder ihre Auffälligkeit durch Kontrastierung mit «Erbwörtern» wiederherstellen. Ferner können verschiedene Integrationsstufen oder bestimmte Aspekte des Integrationsvorgangs zum Gegenstand literarischer Reflexion werden.

Bei der Betrachtung von Entlehnung (Transferenz) als Prozess verringert sich die Anzahl der Unterscheidungskriterien gegenüber der Interferenz. Daraus ergeben sich terminologisch verwirrende Überschneidungen, in denen so transparente Begriffe wie «Lehnübersetzungen» als Unterkategorien von Interferenz figurieren können<sup>22</sup>. In der sprachpflegerischen Auseinandersetzung werden Lehnübersetzungen, aber auch lexikalische Entlehnungen grundsätzlich nicht als Anfangsstadien positiver sprachlicher Ausbauprozesse, sondern durchwegs als Interferenzen, als «Fehler» und Indizien sprachlichen Zerfalls aufgefasst.

Die klassische Entlehnungstheorie unterscheidet in der Nachfolge von Betz nach der grundlegenden Dichotomie «Übernahme» vs «Ersetzung» ein «äusseres Lehngut» («Lehnwort» und «Fremdwort») von einem «inneren Lehngut» («Lehnprägung» mit Unterkategorien<sup>23</sup>). Diese Typologie und ihre Weiterentwicklungen überschneiden sich in Gegenstand und Zuordnungsart mit der Konnotationstheorie, die bezüglich konnotativer Signifikanten danach fragt, ob es sich dabei um ganze Zeichen oder nur um die Ausdrucks- oder die Inhaltsseite (bzw. ausdrucks- oder inhaltsseitige Einheiten) handelt<sup>24</sup>. Eine Schnittstelle der beiden Diskussionen bildet auch die Frage nach der Integration entlehnter Einheiten<sup>25</sup>, die über ihre Auffälligkeit und damit über die Konnotationsauslösung entscheidet. Die Frage der Integration wird vor dem Hintergrund verschiedener Definitionen, Arten und Ebenen sprachlicher Normen<sup>26</sup> diskutiert. Die Integration erfolgt über verschiedene Zwischenstufen von «Zitat» (Autonomie) und Gebrauch von Zeichen. Diese Zwischenstufen<sup>27</sup> gehören zur generellen «Indirektheit» des sie darstellenden und häufig auch kommentierenden literarischen Textes.

Im Bereich des «äusseren Lehnguts», von nicht-integriertem «Fremdwort» und integriertem «Lehnwort»<sup>28</sup>, kreuzt sich die Kategorie der Entlehnung mit derjenigen der *Kodeumschaltung* oder *code-switching*. Die Auffindung von Unterscheidungskriterien zwischen den beiden Phänomenen wird schwieriger, wenn innerhalb einzelner Sätze nicht-integrierte «Fremdwörter» oder Ad-hoc-Entlehnungen<sup>29</sup> (Substantive, Verben) eingeschoben, oder eben auf eine Einheit beschränkte Umschaltungen vorgenommen werden<sup>30</sup>. Wenn Kombination mit Flektionsmorphemen und Funktionswörtern der Empfängersprache ein Kriterium für Entlehnung ist<sup>31</sup>, könnte man annehmen, dass Entlehnung deutscher Lexeme im Romanischen sehr viel häufiger ist als code-switching zwischen den beiden Sprachen. Ob dagegen die Signalisierung des Einschubs mit grammatikalischer Nicht-Integration korreliert und damit auf code-switching deutet<sup>32</sup>, bleibt für den Fall des romanisch-deutschen Sprachkontakts zu untersuchen.



Gegenstand schwieriger Diskussion bleibt die Frage nach eventuellen syntaktischen Restriktionen der Umschaltstellen<sup>33</sup>.

Die Auffälligkeit transkodisch markierter Einheiten lässt sich für die einzelnen Kontaktformen präziser bestimmen, ist aber nicht unmittelbar und nicht ausschliesslich für Stilwirkungen in literarischen Texten verantwortlich. Zunächst bewirken die komplexen Verbindungen zwischen sprachgebundenen sozialen Konventionen und Textsorten, dass unauffällige, «normale» Phänomene der mündlichen Umgangssprache auch bei möglichst getreuer Verschriftlichung im literarischen Text als auffällig wahrgenommen werden. Die Übertragung sprachpflegerischer Funktionen auf literarische Texte<sup>34</sup> verstärkt das Auseinanderdriften von linguistisch feststellbarer Auffälligkeit und polemischem Anlass gegen sprachliche «Überfremdung». Ferner muss mit der im Funktionszusammenhang des Textes gegebenen Möglichkeit der Herstellung, Tilgung, Umdeutung von Auffälligkeit gerechnet werden. Deshalb dienen hier die Unterscheidungen der Kontaktlinguistik nur zur Benennung einzelner Phänomene, nicht der systematisierenden Einordnung literarischer Funktionen. Tatsächlich sind nicht einmal so grundlegende Dichotomien wie «Übernahme» vs «Ersetzung» für die literarische Funktion in jedem Fall entscheidend. So können linguistisch so verschiedene Phänomene wie «Fremdwörter» und Lehnübersetzungen in polemischen Kontexten derselben Funktion «Vorführung sprachlicher Erosion durch Fremdeinfluss» untergeordnet sein. Umgekehrt können sich linguistisch identische Phänomene je nach sprachlichem und literarischem Kontext sehr verschieden auswirken. So sind für eine Analyse literarischer Funktionen des Kontaktsprachlichen die weniger elaborierten, emotionaleren Unterscheidungen sprachpflegerischer, puristischer Polemik manchmal ebenso wichtig wie diejenigen kontaktlinguistischer Systematik.

#### II.1.2. Konnotation

In Analysen der Stilwirkung transkodischer Markierungen wird häufig der vieldeutige und missverständliche Begriff «Konnotation»<sup>35</sup> gebraucht.

Hjelmslev definiert «Konnotationssprachen» als «Sprachen [...], deren Ausdrucksebene eine Sprache ist.» (1974:111)<sup>36</sup>. In der Folge werden v.a. drei Fragen diskutiert: die Art der *Ausdrucksseite* (Zeichen oder Teilaspekt), die Art der *Relation* zwischen Ausdrucksseite und Inhaltsseite, die Art der *Inhaltsseite* (Signifikat, Symptom)<sup>37</sup>.

Durch Spezifizierung der Ausdrucksseite nach dem glossematischen Zeichenmodell erhält Johansen (1949) fünf Typen konnotativer Zeichen, Trabant (1970) drei «konnotative Semiotiken»<sup>38</sup>. Kerbrat-Orecchioni dagegen geht davon aus, dass die Ausdrucksseite des konnotativen Zeichens mit

dem denotativen Zeichen nicht kommensurabel ist. Sie will gezeigt haben, «que le signifiant de connotation pouvait être toute autre chose qu'un signe dénotatif: un trait phonique, un fait rythmique, une construction vide de sens dénotatif, un signifiant lexical etc.» (1977:81)<sup>39</sup>. Die heuristische Unterscheidung konnotativer Signifikanten («connotants») nach Zeichen, Ausdrucksseite und Inhaltsseite lässt sich an zentrale Unterscheidungen der Kontaktlinguistik anschliessen, die ebenfalls danach fragt, ob der Kontakt das ganze Zeichen betrifft (Lehnwort, code-switching), nur den Signifikanten (phonetische Interferenz) oder nur das Signifikat (semantische Interferenz, Lehnbedeutung).

Dem *Zeichen* als konnotativem Signifikanten gelten verschiedenste Präzisierungen der Fremd- und Lehnwortforschung, aber auch der rhetorischen Theorie<sup>40</sup>. Die Konnotationstheorie der Glossematik spricht für diesen Fall von einem «komplexen konnotativen Zeichen»<sup>41</sup>.

Der *Ausdrucksseite* als konnotativem Signifikanten gilt die detaillierte Untersuchung von Braselmann (1981). Die Autorin unterscheidet fünf Ebenen der Abweichung vom Normalparadigma<sup>42</sup>, die leicht mit entsprechenden «Figuren» der rhetorischen Typologien<sup>43</sup> zu verbinden und zu ergänzen sind. Die glossematische Konnotationstheorie ortet hier zwei «einfache konnotative Zeichen»: Ausdruckssubstanz – Reim und Ausdrucksform – Rhythmus<sup>44</sup>. Der Ausdruckssubstanz sind auch «expressive phonetische Werte»<sup>45</sup> zuzuordnen, wie sie u.a. in der Simulation fremder «Akzente» auftreten. Mit diesem Bereich beschäftigt sich auch die Phonestilistik.

Die *Inhaltsseite* als konnotativer Signifikant ist im Bereich von Kontaktphänomenen schwerer zu erkennen<sup>46</sup>. Die glossematische Konnotationstheorie ortet auch hier zwei einfache konnotative Zeichen: Inhaltssubstanz – thematische Idiosynkrasien und Inhaltsform – semantisch-syntaktische Abweichungen<sup>47</sup>. Zum konnotativen Signifikanten wird die Inhaltsseite aber auch in literarischen Spielen mit semantischer Interferenz und Lehnbedeutung.

Bei Hjelmslev<sup>48</sup> wie bei Bloomfield<sup>49</sup> werden sprachliche Varietäten und Register als konnotative Signifikanten aufgelistet. Daraus wurden Theorien entwickelt, die als Eigenschaft einer bestimmten Konnotationsart oder von Konnotation überhaupt die (*Sub*)*Kodeverweisung*<sup>50</sup> bezeichnen. Neben entsprechend markierten syntagmatischen Einheiten wird, wiederum unter Berufung auf Hjelmslev, auch die Tatsache der *Kodewahl* als solcher als konnotativer Signifikant bezeichnet<sup>51</sup>. Die Frage nach der konnotativen Signifikanz von Kodewahl und (*Sub*)*Kodeverweisung* deckt die linguistische Seite der Frage nach der literarischen Funktion transkodischer Markierung

gen ab. Schwer zu bestimmen ist die Beziehung der beiden Signifikanten, vor allem aber ihr Signifikat.

Mit der Angabe der *Kodewahl* als Signifikanten scheint die Kode-Text-Dialektik in der Konnotation kontaktsprachlicher Phänomene in Richtung Paradigmatik verschoben. Trotz vieler Hinweise auf Konnotation als ausschliesslich syntagmatisch fassbares Phänomen der Vertextung<sup>52</sup>, trotz bisigen Spotts gegen eine metaphysische Kode-Semiotik<sup>53</sup> kann eine mit der Kodewahl verbundene symbolische, vor allem sozial-symbolische Bedeutung nicht verleugnet werden. Entsprechende Normen oder Maximen<sup>54</sup> sind auch für die Einschätzung der Auffälligkeit transkodisch markierter Texte von Bedeutung. So kann code-switching, das syntagmatisch wie paradigmatisch zwingend auffällig scheint, aufgrund solcher Normen gerade die unmarkierte Variante<sup>55</sup> sein. Damit ist von einer Dialektik zwischen paradigmatisch-statischer, an die Kodewahl rückgekoppelter und syntagmatisch-dynamischer, durch kontextuelle Kontrastierung ausgelöster Konnotation<sup>56</sup> auszugehen. Diese Dialektik wird von Rössler<sup>57</sup> wie von Braselmann<sup>58</sup> im Rahmen ihrer Konnotationstheorie erkannt und spezifiziert.

Die Frage nach dem *Signifikat konnotativer (Sub)Kodeverweisung* führt zu Abgrenzungsproblemen zwischen Konnotation und Assoziation, sprachlich-linguistischem und sprachsymbolisch-sozialem Wert, Linguistik und Sprachsoziologie. Hjelmslev klammert den konnotativen Inhaltssinn, die mit Sprache verbundenen Vorstellungen, aus seiner Analyse aus<sup>59</sup>. Als konnotative Inhaltssubstanz isolierbar, lassen sich solche Vorstellungen und Wertungen zwar als Gegenstand linguistischer Analyse ausschliessen<sup>60</sup>, keineswegs aber als Gegenstand einer literaturwissenschaftlichen Erfassung des Textsinns. Die Schwierigkeit, sie genauer zu erfassen, liegt in ihrem Wesen als sprachbezogene Stereotype, die nicht der arbiträr-symbolisch denotativen, sondern der sozial-symbolisch symptomatischen<sup>61</sup> Ebene der Sprache zugehören. Hjelmslev sieht ihre Erhellung als Aufgabe, die nur unter Mit Hilfe von Soziologie, Ethnologie und Psychologie<sup>62</sup> zu lösen ist, Greimas ortet hier eine «mise en corrélation des phénomènes linguistiques avec la *morphologie sociale* [...]»<sup>63</sup>. Wichtig ist der Hinweis darauf, dass diese Art Konnotation vorzugsweise an der «Sprache der andern» wahrgenommen, bzw. auf sie projiziert wird<sup>64</sup>. Inzwischen hat die Soziolinguistik vielfach gezeigt, dass sich diese Korrelationen beschreiben lassen, dass die mit einzelnen Kodes und Subkodes verbundenen Vorstellungen und Wertungen zwar ideologisch und projizierender, nicht aber privater, idiosynkratischer Natur sind<sup>65</sup>. In unserem Fall bietet der unten (III.1.–III.2.) skizzierte sprachpflegerische Kontext mit seinen Stereotypen und «Mythen» eine wertvolle Konkretisierung dieser sprachbezogenen Inhalte und Wertungen.

In den Textinterpretationen (IV.) werden die referierten Unterscheidungen aus der Konnotationstheorie immer wieder zur Präzisierung des konnotativen Signifikanten herangezogen. Im Bereich des Signifikats wird der Bereich linguistisch fassbarer Konnotation durch die Einbettung der Texte in Diskurstraditionen, durch den Einbezug sprachlich-kultureller Stereotypen, verlassen.

### 11.1.3. Expressivität

In der Linguistik überschneiden sich nicht nur die Begriffe «Expressivität» und «Affektivität» («Emotivität»)<sup>66</sup>, sie werden auch beide als Synonyme von Konnotation oder zur Spezifizierung einzelner Konnotationsarten gebraucht<sup>67</sup>. In unserem Zusammenhang sind diejenigen Bestimmungen von «Expressivität» interessant, die «Kodegrenzen» und sprachliche Kontakterscheinungen im Auge haben und damit den referierten Definitionen von Konnotation als (Sub)Kodeverweisung zugeordnet werden können. Auch ohne ausdrücklichen Bezug zu Konnotationsdefinitionen wird «Expressivität» häufig als Sammelbegriff für Stilwirkungen gebraucht, die sich aus der Koexistenz von Elementen ergeben, die verschiedenen sprachlichen (Sub)Kodes zugehören. Dies gilt in noch stärkerem Masse für den Begriff des sprachlichen «Expressionismus», der in der Nachfolge Continis immer häufiger als Etikette für alle möglichen Formen und Wirkungen literarischer «Mehrsprachigkeit» gebraucht wird. Im mehr statischen Sinn wird «Expressivität» auch zur Charakterisierung von Subkodes, Registern, der diamesischen Varietät des Mündlich-Nähesprachlichen oder Teilbereichen des Lexikons verwendet. Im Unterschied zur ausschliesslich sprachbezogenen Definition der (sub)kodeverweisenden Konnotation ist in Expressivitätsdefinitionen auch die Grenze zu andern semiotischen, «motivierten» Kodes und/oder zum Bereich des Aussersprachlichen ein konstantes Thema.

Im folgenden soll von statischen und dynamischen Aspekten von Expressivität die Rede sein, im Sinne von Segres Unterscheidung zwischen «*espressività predisposta dagli istituti linguistici ed espressività ottenuta trasgredendo a questi istituti.*» (1984:6).

Vorgegebene Arten von Expressivität werden im Rahmen verschiedener Varietäten- oder Registerlisten erfasst, etwa als «Skala der Expressivität und Emotionalität mit den Polen: «logisch, distanziert, neutral» und «emotionell, expressiv, affektisch» (Ebnetter 1976:91). Trotz vieler nötiger Präzisierungen lassen sich diese Pole mit denjenigen der andern Dimensionen des Diasystems in Verbindung bringen: dem logischen, distanzierten, neutralen Pol entsprechen grundsätzlich diaphasisch und diastratisch «hohe», von der Konzeption her schriftliche Varietäten, dem emotionellen, expressiven,



affektischen Pol diaphasisch und diastratisch «niedrige», von der Konzeption her mündliche Varietäten<sup>68</sup>. Zur generellen Charakterisierung niedriger, nächsprachlicher Subkodes, Varietäten und Register gebraucht, wird «Expressivität» metonymisch auch der konnotativen Verweisung auf diese Subkodes zugeschrieben. In literaturwissenschaftlichen Kontexten wird «Expressivität» häufig für die Summe der Anzeichen einer mimetischen Verschriftlichung nächsprachlich-niedriger, mündlicher Register verwendet<sup>69</sup>. Der im Romanischen besonders evidente Zusammenhang zwischen mündlich-nächstsprachlich und «mischsprachlich» bringt es mit sich, dass expressive und transkodisch markierte Sprache schon im Bereich statischer Varietätenbeschreibung weitgehend zusammenfallen.

Dynamischere Bezüge zwischen Expressivität und Sprachkontakt erkennt die Lehnwortforschung, die «Expressivität» immer wieder zur Umschreibung konnotativer Inhalte entlehnter Einheiten<sup>70</sup> wie zur Spezifizierung der Entlehnungsmotivation verwendet. Weinreich verweist auf den «relativ häufigen Transfer sogenannter <affektiver> grammatischer Kategorien und Wörter»<sup>71</sup>, Euphemismen, Kakophemismen, Flüche und Kraftausdrücke sind längst als besonders häufig entlehnte «Wortarten» aufgefallen. So bemerkt Tesch zur Funktion des Fremdworts: «Das Fw ermöglicht die Umschreibung gewisser Tabus, etwa im sexuellen Bereich [...]. Umgekehrt werden besonders gerne pejorative Konnotationen für kakophemistische Zwecke interlingual aber auch sozial entlehnt.» (Tesch 1978:212)<sup>72</sup>. Die Expressivität des Tabu-Fremdwortes, bei dem die Verhüllungsfunktion wichtiger scheint, wird von Jakobson erläutert: die «Abschleifung» gebräuchlicher Wörter macht entlehnte Euphemismen wirksamer und «ausländische Termini schimpflicher»<sup>73</sup>. Damit wäre die Entlehnung als Reaktion zu verstehen gegen die von Weinreich festgehaltene «bekannte Tendenz affektiver Wörter, sich abzuschleifen und ihren Ausdruckswert zu verlieren.» (Weinreich 1977:81). Das von Jakobson genannte Beispiel des unsinnigen Epithetons «holländisch» zur Verstärkung von Kraftausdrücken zeigt den schon von Bally erkannten Zusammenhang zwischen Expressivität und «Aushöhlung der Semantik» bestimmter Lexeme und Wendungen<sup>74</sup>. Auffällig ist auch die Tendenz zur Entlehnung von «Diminutiv- und Koseaffixen»<sup>75</sup>. Dazu Weinreich: «Als Mittel der Ausdrucksverstärkung erfreut sich der Transfer von Morphemen natürlich besonderer Beliebtheit, wenn es um affektive Kategorien geht. Schuchardt [...] stellte dies in seiner noch immer unersetzlichen frühen Arbeit in Bezug auf die Transferierbarkeit von Diminutiv- und Koseaffixen fest. Es wurde ferner auch gezeigt, wie das schlesische Deutsch reich ist an Diminutiven polnischen Ursprungs; desgleichen verfügt das Neuhebräische über regulär

ableitbare Koseformen auf -le, die aus dem Jiddischen stammen [...]» (1977:54)<sup>76</sup>.

Wenn diese Phänomene auf den Zusammenhang zwischen Expressivität und zwischensprachlichen Codegrenzen (Sprachkontakt)<sup>77</sup> verweisen, so gehört die Expressivität des «Lautmalerischen» zum Grenzbereich zwischen Sprache und ikonischen, «motivierten» Ausdrucksformen. Die Verknüpfung der beiden Grenzbereiche zeigt eine interessante Bemerkung Ballys zur Tendenz, Vorstellungen lautmalerischer Motiviertheit bevorzugt auf Fremdsprachen zu projizieren: «il est naturel que dans une langue étrangère, où nos associations pensée-parole sont imparfaitement fixées, l'esprit se laisse induire à exagérer les effets musicaux là où ils existent, et à les imaginer là où il n'y en a pas.» (Bally 1970:55). Wichtig ist hier auch die Erkenntnis, dass die Instabilität, im Extremfall die Leere der primären Zeichenrelation bei der Rezeption «unbekannter» Sprache die Wirkung sekundärer, konnotativer oder motivierter Relationen nicht aufhebt, sondern verstärkt<sup>78</sup>. Einen direkten Bezug zwischen Mehrsprachigkeit und onomatopoetischen Zeichen stellt Contini her, der diese «im weitesten Sinn, als Gegensatz zu unmotivierter Sprache» und als Manifestationsart des «inneren Polyglottismus» in Joyces *Ulysses* verstanden haben will<sup>79</sup>. In der Überlagerung von Motivation und Expressivität drängt der Sprachgebrauch nicht nur im «Lautmalerischen» über die Arbitrarität des einzelsprachlichen Kodes hinaus<sup>80</sup>, sondern verbindet sich zugleich mit anderssprachigen und ausersprachlichen Ausdrucksformen.

Die Grenze sprachlicher Expressivität zum Aussersprachlichen hin ist auch in Bezug auf Jakobsons «emotive» oder «expressive Funktion» Gegenstand von Diskussionen<sup>81</sup>. Ihre auf die «Haltung des Sprechers zum Gesprochenen» beruhende Definition<sup>82</sup> macht klar, dass hier dieselben Phänomene angesprochen sind, die einige der oben referierten Konnotationsdefinitionen im Auge haben. So fasst Kerbrat-Orecchioni die den «énonciateur» betreffenden Informationen unter «connotations énonciatives» zusammen, deren Definition weitgehend mit derjenigen von Jakobsons «expressiver Funktion» zusammenfällt<sup>83</sup>. Dieselben Phänomene erfasst auch Rösslers sehr allgemein gehaltene Definition einer «emotiven Konnotation»<sup>84</sup>. Die Möglichkeit ihrer Erfassung und Beschreibung wird sehr vorsichtig formuliert. Es handelt sich um «Einstellungs- und Bewertungsfaktoren, die weitgehend unkontrollierbar und – nur insoweit die Kommunikationsvariablen einer detaillierten Beschreibung zugeführt werden können – determinierbar sind.» (Rössler 1979:91).

Trotz aller Schwierigkeit ist Expressivität auf der Text-Leser-Ebene dekodierbar und stilistisch in vielfacher Weise wirksam<sup>85</sup>. Das Abgrenzungspro-



blem ergibt sich aus der motivierenden Tendenz der expressiven Signale, durch die sie, wie schon Bally in Bezug auf die Artikulationsbewegungen festhält, in die Nähe der Gestik geraten und damit in einen Übergangsbereich zwischen «Parole»-Linguistik und der von Greimas (1970:86–88) skizzierten «sémiosis gestuelle»<sup>86</sup>. Umgekehrt wird die Zugehörigkeit einiger der von Jakobson der «expressiven Funktion» zugerechneten artikulatorisch-prosodischen Phänomene zum ausschliesslich sprachlichen, ja zum denotativen Bereich mit guten Gründen verteidigt<sup>87</sup>. Die Abgrenzungsfrage braucht in unserem Zusammenhang nicht weiter diskutiert zu werden, da wir es mit Verschriftlichungsversuchen zu tun haben, die konnotativ auf nächsprachliche Subkodes und Kodegrenzen verweisen und ihre Expressivität häufig aus der Verletzung graphischer Normen beziehen.

In der neueren italienischen Diskussion überschneidet sich ein von linguistischen Definitionen ausgehender Begriff der «Expressivität» mit der auf Contini zurückgehenden, vorwiegend literaturwissenschaftlich ausgerichteten Definition eines sprachlichen «*Expressionismus*»<sup>88</sup> und neuerdings mit dem Kompromissbegriff «*Expressivismus*»<sup>89</sup> («*espressivismo*»). Die Überschneidung zwischen «*Expressionismus*» und «Expressivität» wird von Paccagnella festgestellt, der vor der Gleichsetzung der beiden Begriffe warnt. Man müsse: «tener distinta l'espressività dall'espressionismo, che è semmai un'«espressività di crisi» associata ad esperienze di marginalità e che non si può ridurre al valore di «semplice oltranza espressiva»» (1984:18). Die Warnung verweist auf die Tendenz, «*espressionismo*» als Exzess einer auf Verstössen gegen Normen, auf Mündlichkeit und «Mehrstimmigkeit» beruhenden «Expressivität»<sup>90</sup> aufzufassen. Ferner warnt Paccagnella davor, jede Art literarischer Mehrsprachigkeit einfach mit dem Etikett des «*espressionismo*» zu versehen<sup>91</sup>. Segre fasst den Gebrauch des Begriffes «*espressionismo*» durch einige Forscher zusammen, die ihn im engeren, linguistischen Sinn definieren, nämlich als Interferenz zwischen mehreren sprachlichen Systemen oder Registern<sup>92</sup>. Die mit Bezug auf literarische Texte missverständliche «Interferenz» wird später durch «*incontro-scontro dei materiali linguistici*» (Segre 1985:182) ersetzt, sprachlicher Expressionismus im Sinne einer entfremdenden Gegenüberstellung von Elementen, die verschiedenen Ebenen angehören, definiert<sup>93</sup>.

Der von Branca geprägte Begriff «*Expressivismus*» («*espressivismo*»)<sup>94</sup> ist schon seiner Form nach als Synthese, um nicht zu sagen Verschnitt, der Begriffe «Expressivität» und «*Expressionismus*» zu erkennen<sup>95</sup>. Wegen seiner fehlenden Rückbindung an linguistische Definitionen<sup>96</sup> riskiert der Begriff allmählich zum pseudo-technischen Modewort zu werden.

#### 11.1.4. Metasprache

«Metasprache» wird im folgenden nicht im formalen Sinn der Logik oder der Definition von Hjelmslev verstanden, sondern im viel allgemeineren Sinn umgangssprachlicher wie literarischer Aspekte von Metakommunikation<sup>97</sup> und der metasprachlichen Dimension von Wort- und Sprachspielen. Diese gewöhnliche Metakommunikation ist mit der Kommunikation in so vielfältiger Weise verbunden, dass Coseriu sie im Rahmen einer eigenen Disziplin studiert haben möchte<sup>98</sup>. In der Literaturtheorie wurde Metasprache und vor allem Autonomie<sup>99</sup> zum zentralen Indiz verschiedener Modelle der «Literarizität»<sup>100</sup>. Der Klärung bedarf der Unterschied von zwei Funktionen, die beide mit sprachlichen «Gleichungen» zu tun haben, Jakobsons kodebezogene «metasprachliche Funktion» und seine textbezogene «poetische Funktion»<sup>101</sup>. Die metasprachliche Dimension von Wort- und Sprachspielen schliesslich gründet auf speziellen syntagmatischen Verfahren<sup>102</sup>, die, mit Verfahren des Witzes, des Rätsels, der um «Missverständnisse» kreisenden Anekdote verwandt, auf bestimmte Eigenschaften von Sprache und Sprachgebrauch verweisen.

Besonders wichtige umgangssprachliche Funktionen von Metasprache und Metakommunikation sind in unserem Zusammenhang Prozeduren der Verständnissicherung, der moderierenden Abfederung von Unzulänglichkeit, der Selbstkorrektur, der Beschreibung und Bewertung eigener und fremder Rede, der Übersetzung und Erläuterung unverständlicher (als unverständlich vorgestellter) Segmente, der expliziten Zuweisung von Elementen zu Diskursarten, Registern, Kodes. Diese Formen finden sich häufig im unmittelbaren Kontext transkodischer Markierungen, ihrer literarischen Simulation können verschiedenste Funktionen zwischen realistischer Mimesis und satirischem Angriff zukommen.

Jakobsons Beispielen zufolge (cfr. 1960:92) steht die Herstellung und Sicherung von Verständlichkeit im Zentrum der metasprachlichen Funktion. Es geht ihm, wie Holenstein formuliert, um die «Unumgänglichkeit metasprachlicher Äusserungen für den Erwerb und das Verständnis der Sprache. Neue und fremde sprachliche Einheiten werden durch ihre Umschreibung mit und ihre Abgrenzung von bereits vertrauten Einheiten angeeignet und verständlich gemacht.» (Holenstein 1979:15)<sup>103</sup>. Die metalinguistische Funktion überschneidet sich damit in ihrem zentralen Bereich mit der «glossierenden Synonymie» der Lausbergschen Rhetorik: «Die <glossierende Synonymie> ist die (manchmal vorgeschaltete, meist aber nachgeschaltete) Erläuterung [...] eines <dunklen> Ausdrucks durch einen <klareren> Ausdruck. Der zu erläuternde dunkle Ausdruck kann sein: 1) ein Tropus [...] 2) ein Fremdwort [...]» (Lausberg 1963:92)<sup>104</sup>. Eine häufige

Form dieser Erläuterung ist, neben der Paraphrase, die Übersetzung. Der Sprachkontakt zwischen Romanisch und (Schweizer)Deutsch, die Situation allgemeiner Zweisprachigkeit (unten, 111.1.) lassen erahnen, dass der Fall einer dem deutschen Einschub nachgeschobenen romanischen Übersetzung in erläuternder Funktion unwahrscheinlich ist. Dagegen findet sich noch immer der umgekehrte Fall, der Fall «cascadas (Wasserfalls)» (Barandun 1864:159), «griflas d'chöd, l'uschedit «Rittersporn»» (O. Peer 1993:8), in dem einem romanischen Neologismus das vertraute deutsche Lehnwort in erläuternder Funktion nachgeschoben wird. Einen günstigen Anlass zur literarischen Spiegelung metasprachlicher Erläuterung und Übersetzung bilden Dialoge mit verschiedensprachigen Figuren mit oder ohne Teilkompetenzen in der Sprache des Partners<sup>105</sup>. Die Übersetzung als glossierende Synonymie ist nur ein Fall der Übersetzung *in praesentia*, die zum Ausgangspunkt literarischer Reflexion der Frage der Übersetzbarkeit werden kann oder zum Anlass von Übersetzungsspielen, wie demjenigen mit der zwischensprachlichen (Pseudo)Homonymie<sup>106</sup>. So zeigt sich hier eine erste Verbindung zwischen metasprachlicher Funktion und Wortspiel.

Konnotation als (Sub)Kodeverweisung hat ihre explizite metasprachliche Entsprechung in Kommentierungen, die eigene oder fremde Rede bestimmten Kodes, Registern oder Normen zuweisen und damit häufig auch bewerten<sup>107</sup>. Der Zusammenhang zwischen Metakommunikation und sprachlicher Norm wird von Hartung geklärt: «Wichtiges Mittel, um implizite Normen auf explizite zu beziehen, damit aber auch Mittel zum Bewusstmachen von Normen überhaupt und zur Entwicklung eines Normbewusstseins, ist Metakommunikation in der besonderen Form der Redebewertung. Auf diese Art werden Normen dann bewusst gemacht, wenn Kommunikationsteilnehmer Urteile über das Verhältnis zwischen erwartungsgemäss zugrunde zu legenden Normen und eigener oder fremder sprachlich-kommunikativer Tätigkeit formulieren, wenn sie also Normeinhaltungen und vor allem Normverletzungen in besonderen Akten ihrer sprachlich-kommunikativen Tätigkeit feststellen und bewerten.» (Hartung 1977:16). Im Fall des Bündnerromanischen ist die wichtigste Norm die Forderung nach Einsprachigkeit<sup>108</sup> oder sehr restriktivem, kontrolliertem Umgang mit Entlehnungen. Entsprechend häufig wird die Verletzung dieser Norm durch transkodisch markierte Rede moderiert und wertend kommentiert. Dem Einschub (schweizer)deutscher Einheiten (D) können Moderierungen vom Typ: «wie sagt man, D» vorausgeschickt, ironische Entschuldigungen vom Typ: «D, um es in gutem Romanisch zu sagen» nachgeschoben werden. Die entsprechenden Texteinheiten verbinden Sprachgebrauch und Spracherwähnung, eine Verbindung, die auch dem literarischen Text eigen ist<sup>109</sup>.

In genau dieser Verbindung, in der Überlagerung von Objektsprache und Metasprache, entdeckt Hausmann das besondere Paradox des Wortspiels: «Das Denotatum einer metasprachlichen Aussage ist die Sprache, jedes Wortspiel denotiert aber auch einen Sachverhalt auf der Objektebene. Damit haben wir ein besonderes Paradox des Wortspiels entdeckt: Es erfüllt zwei Funktionen, sprachliche und metasprachliche, die sich normalerweise ausschliessen. Oder kürzer: *Wortspiel ist die objektsprachliche Formulierung einer metasprachlichen Information bestimmten Typs.*» (Hausmann 1974:16). Die metasprachliche Dimension von Wortspielen scheint unbestritten, Gegenstand von Präzisierungen ist der implizite Charakter des Metasprachlichen und seine Stellung gegenüber der «objektsprachlichen» Ebene<sup>110</sup>. Todorov unterscheidet verschiedene sprachliche Ebenen, denen die Aufmerksamkeit von Wortspielen gelten kann. Besonders interessant sind jene «[...] qui mettent en évidence la polysémie des mots, l'absence de parallélisme rigoureux entre signifiant et signifié.» Diese verweisen auf «l'un des traits les plus essentiels du langage, et nous apprennent beaucoup – que nous en soyons conscients ou non – sur le fonctionnement symbolique du langage.» (Todorov 1978:309). Wenn die Reflexion über den symbolisch-arbiträren Charakter der Sprache im Falle der Polysemie<sup>111</sup> Einzelsprachliches betrifft, so kann diese Reflexion auch Sprachübergreifendes zum Gegenstand haben. Die Ähnlichkeit zweier Signifikanten kann als zwischensprachliche (Pseudo)Homonymie zur motivierenden Identifikation der Signifikate führen. Diese produziert die beliebten komischen «Missverständnisse», die Gegenstand einzelner Witze und Anekdoten sein können, aber auch ganze Sequenzen narrativer oder theatralischer «Plots» ausmachen können. Cortelazzo untersucht einige, vor allem auf Homonymie und Paronymie basierende kleine Geschichten («storielle») «fondate su un'operazione di sfruttamento dell'ambiguità della lingua portata bruscamente a consapevolezza, operazione che chiameremo metalinguistica di verifica e di riflessione sulle possibilità e sulle debolezze di un sistema, rivelate dal loro nucleo contenutistico, che è un oggetto linguistico.» (Cortelazzo 1971:169). Solche «storielle» (Cortelazzo) oder «histoires drôles» (Hamon) können auch explizite metasprachliche Kommentare<sup>112</sup> enthalten, die den implizit vorgeführten Aspekt in mehr oder weniger technischen Begriffen auf den Punkt bringen.

Wenn von einer «impliziten» Metasprache die Rede ist, einer Metasprache, die Sprache nicht explizit thematisiert und bespricht, sondern zeigt, vorführt, nachahmt oder erzählerisch einbaut, besteht die Gefahr einer problematischen Ausweitung des Begriffs, die zur Gleichsetzung von Literatur und Metasprache<sup>113</sup> führen kann. Allen Abgrenzungsversuchen und Umbe-



nennungen des Metalinguistischen in Epi- oder Paralinguistisches<sup>114</sup> zum Trotz bleibt die Tatsache, dass auf die Frage nach der Definition eines bestimmten sprachlichen Phänomens, phonetische Interferenz etwa oder code-switching, auch mit einer deiktischen Definition geantwortet werden kann, mit der vorführenden Exemplifizierung des interessierenden Phänomens in einem objektsprachlichen Satz. Daraus wird unmittelbar plausibel, dass «hypertextuelle» Formen wie Parodien, Pastiches, Karikaturen von Texten oder «Sprachen» anderer einen metasprachlichen, «modellisierenden» Aspekt haben. Dazu schreibt Genette: «D'autre part, nous l'avons constamment observé, l'hypertexte a toujours peu ou prou valeur de métatexte: le pastiche ou la charge sont toujours de la «critique en acte» [...]» (Genette 1982:450). Diese kritische Perspektivierung, oder, in der Terminologie Bachtins, der «dialogische Winkel»<sup>115</sup>, ist für die literarische Bedeutung des metasprachlichen Aspektes von Mimesis entscheidend, auch wenn damit kein sicheres Kriterium zur Begrenzung des Metasprachlichen innerhalb literarischer Texte gewonnen ist.

## 11.2. Literaturwissenschaftliche Stichworte

Die Nähe neuerer Literaturwissenschaft zur Linguistik macht eine strikte Trennung zwischen sprach- und literaturwissenschaftlichen Begriffen unmöglich. Die Begriffe «Konnotation», «Expressivität» und «Metasprache» wurden als sprachwissenschaftliche eingeordnet, weil der Ausgangspunkt ihrer Definitionen ein linguistischer ist und sie sehr häufig in sprachwissenschaftlichen Texten zur Erfassung von Phänomenen verwendet werden, die keine rein literarischen sind. Die folgenden Begriffe sind eher literaturwissenschaftlich geprägt, doch beziehen auch sie sich nicht ausschliesslich auf literarische Phänomene. In Zusammenhang mit literarischer Simulation transkodischer Markierungen ist häufig von «Pastiche», «Karikatur» und «Kunstsprache» die Rede. Hier wird auch nach den Funktionen der drei Formen innerhalb des Kontinuums zwischen realitätsnaher Reproduktion und realitätsferner Verzerrung gefragt.

### 11.2.1. Pastiche: Mimesis und Fiktion

Die von zentralen semiotischen Eigenschaften der Sprache wie Arbitrarietät und Linearität stark eingeschränkte, direkte «Abbildbarkeit des Realen» scheint dann am ehesten gegeben, wenn dieses «Reale» selber sprachlicher Natur ist. Die Sprache, besser, der Sprachgebrauch schriftlicher oder mündlicher Texte scheint direkt reproduzierbar, im Falle der blossen Kopie sogar

ohne jeglichen verfälschenden Unterschied. Genette unterscheidet innerhalb der literarischen Abbildung von Sprache zwischen der Transformation von Texten und der Imitation von «Stilen» («à la manière de»). Produkte der Transformation sind Parodie, Travestie und Transposition, Produkte der Imitation sind Pastiche, Karikatur und «Forgerie»<sup>116</sup>.

Die «treueste» hier interessierende Reproduktion ist das schriftliche *Zitat*, die unveränderte Übernahme eines schriftlichen, transkodisch markierten Textes oder Textsegmentes (Hypotext) in einen andern schriftlichen Text (Hypertext)<sup>117</sup>. Selbst hier, im textuell unveränderten Zitat, bedeutet die Rekontextualisierung eine unvermeidliche Transformation des Hypotextes; das Zitat kann unerwünschte, parodistische Nebeneffekte haben, es kann aber auch zum eigentlichen parodistischen Verfahren werden<sup>118</sup>. Dies zeigt, dass ein geringer Verfälschungsgrad bei der Wiedergabe fremder Texte nicht unbesehen als Indiz mimetisch-realistischer Funktionen gewertet werden kann. Dem schriftlichen Zitat des intertextuellen Bereichs entspricht im interdiskursiven Bereich am ehesten die verschriftlichte direkte Rede, die Deixis und Syntax der referierten Äusserung reproduziert und so zum Glauben verleiten kann, sie reproduziere damit auch den «Wortlaut» dieser Äusserung im Sinne des authentischen Zitats. Dies kann, auch abgesehen von den mit der Verschriftlichung notwendigerweise verbundenen Verfälschungen und Vereinfachungen<sup>119</sup>, ein Trugschluss sein: in der direkten Rede lässt sich der «Wortlaut» so gut verfälschen wie in jeder andern Form der Redewiedergabe<sup>120</sup>. Umgekehrt bleibt die verschriftlichte direkte Rede, wie Gauger festhält, auch in ihrer mimetischsten Ausprägung, eine Stilisierung: «Möglich ist da für den literarischen Autor stets nur die mimetische, immer aber, im Ergebnis, künstliche, kunsthafte Angleichung. Diese kann – als solche – glücken; nie ist sie aber wie wirklich Gesprochenes; sie ist immer ein Produkt der Stilisierung. Sie ist immer Stil.» (1990:206)<sup>121</sup>. Auf der andern Seite kann die als nicht-mimetisch geltende indirekte Rede, die von ihrer «Vorlage» nur den Sinn, nicht den Wortlaut wiedergeben soll, in allen Bereichen (mit Ausnahme von Deixis und indirekter Syntax) durchaus mimetisch sein und dem «Wortlaut», im Rahmen der erwähnten Einschränkungen, sehr nahe kommen<sup>122</sup>. Dasselbe gilt für die mit ihrer Indirektheit spielenden freien indirekten (oder «erlebten») Rede. Gerade in dieser Form, die wesentlich auf der Suggestion des Mündlichen und Nähesprachlichen beruht<sup>123</sup>, werden simulierte transkodische Markierungen zum häufigen Stilmittel, da sie, in der Kontaktsituation zwischen Bündnerromanisch und (Schweizer)Deutsch (I.I.I.I.), auf mündlich-nähesprachliche Register verweisen.

Die Funktionen einer auf Realitätsnähe bedachten Mimesis mündlicher Rede sind, wie die Funktionen schriftlicher Zitate, Produkte der Interaktion



mit dem (kontextuellen, pragmatisch-kommunikativen) «Rahmen» des reproduzierenden Textes. Dass gerade Realitätsnähe zum Auslöser komischer Funktionen werden kann, zeigt das Beispiel des Komikers Eugenio, der in Barcelona mit kastilisch-katalanischer «Mischsprache» sein Publikum zum Lachen bringt. Die Komik braucht nicht an der Verzerrung zu liegen: «It is possible that Eugenio's speech is indeed representative of Barcelona, and that it provokes comment not because it is unusual, but because it is heard on a public stage [...]» (Woolard 1988:61)<sup>124</sup>.

Die bisherige Annahme, wonach literarisches Zitieren und imitierende Verschriftlichung fremder Äusserungen auf wirklichen «Vorlagen» beruht, ist zu einfach, denn sie berücksichtigt nur die Möglichkeit direkter, tatsächlicher Intertextualität und Interdiskursivität. Diese Möglichkeit kann weder mit dem Hinweis auf den allgemein artifiziellen Charakter von Literatur noch mit intuitiven Diagnosen der auffälligen «Realitätsferne» einer bestimmten literarischen Personenrede ausgeschlossen werden. Die aus der Realismus-Diskussion bekannte «Unwahrscheinlichkeit des Wirklichen» gibt Anlass dazu, den Eindruck des sprachlich «Unwahrscheinlichen» so weit als möglich mit den Ergebnissen einschlägiger linguistischer Untersuchungen zu vergleichen<sup>125</sup>. Andererseits können «Vorlagen» aber auch erfunden sein.

Die Ambivalenz literarischer Personenrede zwischen Mimesis und Fiktionalität wird von Rey-Deboves Satz: «l'auteur imite ce qu'il invente» (1978:269) in ihrer ganzen Komplexität auf den Punkt gebracht. Diese resultiert aus der Tatsache, dass «abbilden» und «erfinden» keine einfachen Gegensätze sind, Fiktionales in «parasitärer» Anlehnung an Wahrnehmung und Erfahrung von Wirklichkeit produziert wird<sup>126</sup>. Rey-Debove macht ihre Feststellung im Zusammenhang mit der Unterscheidung von «treuer» Imitation und Fälschung oder Pastiche: die erste konnotiere ein: «wie P sagt» und reproduziere grundsätzlich einen fremden Text, die zweite konnotiere ein: «wie P sagen würde», einen fremden Idiolekt, vermeide aber gerade die Reproduktion eines Textes<sup>127</sup>. Dieser Unterschied ist auch in Genettes Systematisierung verschiedener «relations» und «régimes» von Hypertextualität<sup>128</sup> von zentraler Bedeutung. Die Formen der «Transformation» greifen auf Texte zurück, diejenigen der Imitation auf «Stile», «Genres» oder «Idiolekte»<sup>129</sup>. Der Imitator, der «Pasticheur», unterscheidet sich dadurch vom Fälscher, dass er seine Fälschung als solche erkannt haben will. Zur Signalisierung der Fälschung als solcher ist die «Übertreibung»<sup>130</sup> wohl das häufigste, nicht aber das einzige und unverzichtbare Mittel. Wenn wir die Basis von Genettes System erweitern und nicht nur schriftsprachlich-literarische Idiolekte, sondern auch mündlich-umgangs-

sprachliche «Soziolekte» (Sprechstile, Gruppensprachen etc.) einbeziehen, wird klar, dass Verschriftlichung und Kontextualisierung nicht nur die Erkennbarkeit der «Fälschung» garantieren, sondern auch von Übertreibung unabhängige «komische» Funktionen übernehmen können. So muss etwa die in der sprachpflegerischen Auseinandersetzung voreilig der romanischen «Jugendsprache» zugeschriebene Häufung transkodischer Markierungen im literarischen Text nicht notwendigerweise «übertrieben» werden. Die ungewöhnliche Verschriftlichung, der Kontrast zur Erzählersprache, der Bruch mit spezifischen, an literarische Texte delegierten, sprachpflegerischen Normen garantiert in jedem Fall ihre Auffälligkeit. Die literarische Mimesis mündlicher Umgangssprache braucht sich nicht durch besondere Distanzierung von ihrer «Vorlage» als Fiktion zu erkennen zu geben, denn ihre Fiktionalität zeigt sich auch und vielleicht vor allem in der mimetischen Annäherung an wirklichen Sprachgebrauch.

Als Pastiche-Formen sind auch die sprachinternen «Dialekt-Muster» oder «Ortsneckereien»<sup>131</sup> einzustufen. Auch ihre Wirkung hängt nicht notwendigerweise von der Verzerrung ab, auch sie zeigen einen deutlichen Trend zur Selektion und Häufung einzelner Merkmale, zur Stereotypie, die sich am klarsten in den zu Übernamen verdichteten Kleinstformen<sup>132</sup> zeigt.

#### 11.2.2. Karikatur: Komik und Satire

Nach Wiederholung des Hinweises, dass es sich bei den hier unterschiedenen Formen und Funktionen um ein Kontinuum<sup>133</sup> handelt, soll jetzt von «Übertreibung» und «Karikatur» beim Nachahmen von Sprache die Rede sein. Mimetisch-realistische und ironisch-umwertende Nachahmung<sup>134</sup> fremder Rede unterscheiden sich nicht durch grundsätzlich verschiedene Verfahren, sondern durch unterschiedliche (sprachliche und pragmatische) Kontextualisierung. So kann die Nachahmung mündlicher Rede, das «Nachäffen», mit zunehmender Realitätsnähe auch komischer und offensiver werden, während die realitätsfernste Mimesis in einem realistischen Roman trotz aller Typisierung, Verzerrung und Entstellung weder komisch noch ironisch wirkt. Die von Genette vorgeschlagene Gliederung eines kreisförmig geschlossenen Kontinuums hypertextueller «régimes» in: «sérieux-polémique-satirique-ironique-ludique-humoristique-sérieux» (cfr. 1982:39) lässt sich also nicht durch eine parallele Skala «Verzerrungsgrad» ergänzen. Dies zeigt sich besonders deutlich für die Ironie, die, als spezifische Funktion des Zitats definierbar<sup>135</sup>, sich formal vom ernstesten Zitat in nichts zu unterscheiden braucht.

Im Zusammenhang mit der Unterscheidung von Wiederholung (als Form der Transformation) und Nachahmung weist Genette darauf hin, dass repe-

titive Züge der «Vorlage» die Grenze zwischen Wiederholung und Nachahmung verwischen: «Ce que j'ai dit deux fois, ou plus, cesse de m'appartenir pour me caractériser, et peut me quitter par simple transfert d'imitation: en me répétant, je m'imité déjà, et l'on peut sur ce point m'imiter en me répétant.» (Genette 1982:86). Im Wechsel von unbewusster Produktion zu bewusster Reproduktion gehen Mimesis und Karikatur in vielen Fällen nahtlos ineinander über<sup>136</sup>. Der durch die häufigsten Wiederholungen gekennzeichnete Bereich ist der lautliche, der vom Zuhörer sensibler registriert wird als vom Sprecher selber und zu Nachahmungsversuchen verleitet. Besonders auffällig sind Auswirkungen artikulatorischer Behinderungen und lautliche Xenismen, die berühmten «fremden Akzente», deren Imitation ein beliebtes sprachkomisches Verfahren darstellt<sup>137</sup>. In ihren alltäglichen Manifestationsformen ist solche Imitation ein Ritual sprachlicher Identifikation, Abgrenzung und Ausgrenzung, das für die Ausgrenzten eher komisch, für die Ausgegrenzten eher verletzend wirkt<sup>138</sup>. Die für die komische Nachahmung typische Verbindung von Selektion und Übertreibung<sup>139</sup> zeigt sich hier darin, dass meist wenige, besonders auffällige lautliche Eigenheiten in der vorführenden Nachahmung kumuliert werden, wobei diese Kumulation auf Kosten von Inhalt und Sinn geschehen kann. Dies ergibt die bekannten stereotypen «Dialekt-» und «Akzentmuster», die durch ihre markante «Sinnlosigkeit» die Aufmerksamkeit auf das veranschaulichte, auffällige lautliche Phänomen lenken<sup>140</sup>. Neben der Häufung realitätsbezogener Beispiele kennen diese «Sprachmuster» auch die ausweitende Fälschung; der als typisch hervorgehobene Zug wird auch dort reproduziert, wo er in der entsprechenden Varietät gar nicht vorkommt. Die «Sprachmuster» sind Imitations-Stereotype<sup>141</sup>, die auffällige Züge des Nachgeahmten in verdichtender und ausweitender Weise darstellen. Im Bereich der Xenismen enthalten solche Stereotype «unwahrscheinliche Fehler»<sup>142</sup>, feste Bestandteile der nachahmenden Norm, die in der nachgeahmten Sprache nicht zu beobachten sind.

Die italienische Literaturwissenschaft hat solche als «blasoni» bezeichneten Dialektmuster vor allem in der mehrsprachigen Komödie<sup>143</sup> der Renaissance untersucht. Folena zeigt eine Entwicklung auf, die von der mehrsprachigen Komödie zur Komödie der Mehrsprachigkeit führt, in der die verschiedensprachige Personenrede als solche zum zentralen komischen Sujet wird<sup>144</sup>. Am Anfang des Kontinuums zwischen realitätsnaher Mimesis und komischer Verzerrung<sup>145</sup> steht die einfache Verteilung verschiedener, normgerecht realisierter Dialekte auf verschiedene Figuren, ein weiterer Hinweis auf das komische Potential der unveränderten, aber kontrastiv sehr wirksamen «fremden» Varietät<sup>146</sup>. Die Entwicklung von einer rea-

litätsnäheren Mehrsprachigkeit zu einer auf Mehrsprachigkeit gegründeten, manieristischen Komik des Signifikanten wird auch von Paccagnella im Bereich der Dialektkomödie festgestellt<sup>147</sup>.

Gegen Genettes Definition, die «Parodie» als strikt *bi-textuelle* Form auffasst, wird «Sprachparodie» («*parodia linguistica*») als Sammelbegriff für verschiedenste Formen von Mehrsprachigkeit in der Komödie verwendet. Paccagnella warnt vor der Ausweitung des Parodie-Begriffs, braucht ihn aber für die Kontrastierung spezifischer, sprachlich-kultureller Kontexte im Hypertext: neben dem parodierenden und dem parodierten Text gibt es die parodierende und die parodierte Sprache<sup>148</sup>.

Wenn die Nachahmung lautlicher Auffälligkeit schon für sich komisch wirken kann, so manifestiert sich diese Komik umso nachhaltiger, wenn mit der lautlichen auch die inhaltliche Ebene der Sprache betroffen ist<sup>149</sup>. «Erst mit der Ebene der «Ausdrucksform» ist eine Ebene des möglichen Sprachkomischen erreicht, die nicht mehr abgesondert von den übrigen Ebenen der Sprachkonstitution betrachtet werden kann.» (Stierle 1976:256). Die häufigsten mit der Ausdrucksform spielenden komischen Verfahren sind das auf zwischensprachliche (Pseudo) Homonymie gegründete «Missverständnis» und der sprachinterne «Fehlgriff», bei dem Xenismen ihre tückischste Auswirkung dadurch zeigen, dass sie den Sprecher ungewollte Obszönitäten aussprechen lassen. Hier zeigt sich die Fremdbestimmtheit des Komischen in sehr deutlicher Ausprägung, «Missverständnis» und «Fehlgriff» sind ein häufiger Gegenstand der erwähnten, implizit metasprachlichen Anekdolik<sup>150</sup>.

Ein gemeinsamer Zug aller dieser Formen, ob sie nun als «komisch», «spielerisch» oder «humoristisch» erfasst und analysiert werden, liegt darin, dass sprachliche Normen zwar Voraussetzungen und Funktionsgaranten der entsprechenden Imitationsspiele sind, die aber nicht der Propagierung ernstgenommener Gegennormen dienen. Die Lust an der Imitation «fremder Akzente» wird niemand auf ein sprachpädagogisches Plädoyer zugunsten der normgerechten lautlichen Realisierung von Fremdsprachen zurückführen, die auf sprachliche «Fehlgriffe» zugespitzte Anekdolik wird niemand in erster Linie als Warnung vor den Tücken der Sprache interpretieren. Inkompetenz und Sprachtücke sind für sich Anlass zur Nachahmung und Auslöser komischer Wirkung, weil sie zeigen, dass nicht nur der Mensch die Sprache, sondern auch die Sprache den Menschen beherrschen und sich seiner Kontrolle entziehen kann. Dies hängt mit der oft hervorgehobenen Eigenschaft des Komischen zusammen, wonach dieses eine nicht schwerwiegende, folgenlose und «enthebbar» Verletzung des Normalen darstellt, eine isolierbare und dadurch umso leichter goutierbare Bedrohung



des Geordneten und Systematischen, von dessen Zwängen man sich im Lachen über das Komische momentan befreit<sup>151</sup>. Hierin liegt ein wichtiger Unterschied zur Satire, die hier zusammen mit der Polemik der Komik gegenübergestellt wird: die Satire bekämpft bestehende Normen als inakzeptable und propagiert richtige Gegennormen<sup>152</sup>. Wie beim Zitat, das realistisch-mimetisch oder ironisch-parodistisch sein kann, können auch hier die formalen Eigenschaften zusammenfallen. Nachahmung und Karikatur können Mittel des komischen oder humoristischen Spiels sein, das sich an der Unzulänglichkeit des Sprachlichen freut, sie können aber genauso gut Mittel und «Maske» des indirekten satirischen Angriffs sein, der diese Unzulänglichkeit im Namen einer geforderten Zulänglichkeit bekämpft. So sind die Funktionen der in unserem Zusammenhang wichtigsten Karikatur, der Häufung transkodischer Markierungen, nur im Funktionszusammenhang von Polyphonie und Erzählperspektiven des ganzen Textes unter Einbezug seiner inhaltlich-thematischen und gattungsspezifischen Aspekte erfassbar.

### 11.2.3. Kunstsprache: Phantasie und Grotteske

Nach dem Bereich der Mimesis und demjenigen der Karikatur muss noch kurz vom Ende dieses Kontinuums die Rede sein, das von realitätsnaher Abbildung über verzerrende Umbildung zu phantastischer Neubildung von Sprache reicht<sup>153</sup>. Unter «Kunstsprache» werden hier Formen von Sprachgebrauch verstanden, die sich ostentativ als pseudo-reale, imaginäre, erfundene, artifizielle, idiosynkratische, scheinbar oder tatsächlich «unverständliche» und «sinnlose» Produkte sprachlicher Phantasie und sprachlichen Spieltriebs<sup>154</sup> präsentieren. Die erwähnte «parasitäre» Anlehnung des Fiktiven ans Reale zeigt sich in diesem Bereich auch an zwei ineinander übergehenden Formen, die in unserem Zusammenhang besonders interessieren: der «Pseudosprache» als Simulation einer bestimmten realen oder imaginären «Fremdsprache» und der Erzeugung von Kunstsprache durch besonders «wilde Sprachmischung». Diese wird sehr häufig als sprachliche Manifestationsform des «Grottesken» angesprochen, für dessen Bestimmung Heterogenität und Ambivalenz die wichtigsten Indizien<sup>155</sup> bleiben.

Die als «Pseudo-Sprache» umschriebene Simulation einer bestimmten, dem «Pasticheur» weitgehend oder ganz unbekanntes Fremdsprache kann als Fortsetzung der skizzierten Formen von Sprachpastiche und Sprachparodie aufgefasst werden. Bei abnehmender Kompetenz des «Pasticheur» in der simulierten Sprache nimmt die Konzentration auf Erkennungstereotype zu. Eine noch «irrealere», äusserst reduzierte und pointierte Form ist das Pastiche einer unverständlichen und in ihrer hermetischen Fremdheit

nicht einmal zuordenbaren Fremdsprache. Ein bekanntes literarisches Beispiel dafür ist die Rede des Giganten Nembrod in Dantes *Inferno*: «Raphèl mà amècche zabì almì» (*Inf.* xxxi, 67), die von Vergil im Folgekontext als «linguaggio [...] ch'a nullo è noto» (cfr. V.8of.) gekennzeichnet wird<sup>156</sup>. Dronke vergleicht diese Rede mit dem Gesang des Hörner und Narrenschellen tragenden Sakristans der römischen «Cornomannia», dem Eselsfest, und bringt sie so in Zusammenhang mit Sprachformen des Karnevals. Die Rede Nimrods wäre also nicht nur wild und furchterregend, sondern auch komisch: «through its outlandishness, it cannot help being also comic.» (1986:49). Trotz dieser «wilden» Fremdartigkeit sei diese Rede zugleich «an evocation [...] of dazed proto-Semitic» (ibid.). Desgleichen zeichne sich die «Lingua ignota» von Hildegard von Bingen durch «a vaguely Germanic air» (1986:48) aus, womit auch diese bewusst «erfundenen Sprachen» an reale Vorbilder erinnern<sup>157</sup>. Das komische Potential erfundener Sprachen wird von Rabelais ausgeschöpft, in der berühmten Begegnungsszene von Pantagruel und Panurge, der in immer wieder neuen Sprachen, darunter auch erfundenen, auf Pantagruels Fragen antwortet<sup>158</sup>.

Beispiele für mehr oder weniger genau zuordenbare, aber unverständliche, «exotische» Sprache finden sich in komischen Gattungen, in erster Linie wiederum in der Komödie: Pseudo-Persisch bei Aristophanes, Pseudo-Spanisch bei Ruzzante, Pseudo-Lingua franca von Griechen und Dalmatiern in der venezianischen Komödie der Renaissance, Pseudo-Armenisch bei Goldoni, Pseudo-Türkisch bei Molière, Pseudo-Dialekt aus Norditalien bei Dario Fo<sup>159</sup>.

Für diese Fälle wäre die Verbindung von blossen lautlichen Erkennungstereotypen und mehr oder weniger authentischen, mehr oder weniger scherzhaft reduzierten<sup>160</sup>, tatsächlichen Herleitungen aus der entsprechenden Sprache im Einzelnen zu untersuchen. Dabei stellt sich die bereits ange-deutete Frage nach dem Wesen des «Phantastischen», dessen scheinbare «Freiheit» nur als extreme Form der Verzerrung des «Realen» aufgefasst werden kann<sup>161</sup>.

Bei der «Erfindung» imaginärer Sprachen wird die eigene Sprache zugleich in Richtung des Fremdsprachlichen, wie in Richtung des Onomato-poetischen und Prägrammatikalischen verlassen. Dies ist der Grund, weshalb literarisch-artifizielle Sprachschöpfung in der Nachfolge Continis sehr häufig als Manifestation des «espressionismo linguistico»<sup>162</sup> angesprochen wird.

Solche Pseudo-Fremdsprachen können effektiv «erfunden» und unverständlich sein, sie können aber auch einen «doppelten Boden» haben, können hinter der Maske der Fremdheit eine verblüffende Verständlichkeit auf-



grund der Basissprache des Pasticheur und seines Publikums verbergen<sup>163</sup>. Diese Verbindung von Sprachmischung und durchsichtiger Sprachmaske hat ihre bekannteste und literarisch elaborierteste Ausprägung im «latino macaronico» oder «Küchenlatein»<sup>164</sup>. Bei dieser hochartifiziellen «Sprachmischung» wird, innerhalb einer Triglossie, Latein, neuzeitliche Schriftsprache, Dialekt, die hohe Varietät, das als sakrale und universelle Bildungssprache dienende, für viele unverständliche Latein, auf das Niveau des nächstsprachlichen Dialekts und der «niederen Inhalte» (Essen, Sexualität) herabgesetzt und verständlich gemacht. Die Komik dieses Verfahrens resultiert nicht nur aus dem Kontrast zwischen den Sprachen, den Stilen, den Inhalten, sie ist auch eine Komik des «ersparten Aufwandes», der überraschenden Verständlichkeit und Nähe des sonst Unverständlichen und Fernen<sup>165</sup>.

Neben dem «latino macaronico» als besondere Form der Verbindung von Sprachmischung und «Sprachmaske» finden sich literarische Formen von Sprachmischung, an denen mehrere, mehr oder weniger natürliche, mehr oder weniger künstliche Sprachen beteiligt sein können. Die «Wildheit der Mischung» hängt von der Anzahl der «Ingredienzen» und der Komplexität der Mischverfahren ab.

Die zwischensprachlichen Mischverfahren stehen in engem Zusammenhang mit sprachinternen Manifestationsformen der «Zeichen-Verdichtung» wie *mot-valise*, *mot-sandwich*, *calembour* oder *Paronomasie*<sup>166</sup>. Im Text mit den vielfältigsten Ingredienzen und Mischungsverfahren, in James Joyces *Finnegans Wake*, stellt Contini die gegenseitige Ergänzung von zwischensprachlichen und einzelsprachlichen Verfahren der «operazione allusiva» fest<sup>167</sup>. Liede spricht in Zusammenhang mit verschiedenen Formen der Signifikanten-Verschränkung von «Wortungeheuern» und stellt damit eine bezeichnende Verbindung zum Bereich des «Monströsen» und Grotesken<sup>168</sup> her. Als «grotesk» charakterisiert Sora literarische Neologismen *Malerbas*, die gegen die Wortbildungsmuster des Italienischen verstossen<sup>169</sup>. Auch in *Malerbas Il pataffio* (1985) findet die Autorin «Wortungetüme» oder «Hybriden», hier allerdings als Ergebnisse einer Mischung verschiedener Sprachen<sup>170</sup>.

Für die Wirkung der blossen Vielfalt der «Ingredienzen», der ohne Mischung, durch einfache Juxtaposition aneinandergereihten, verschiedenen sprachigen Elemente liesse sich ein «Fluchkatalog» aus Rabelais' *Gargantua et Pantagruel* anführen. Diejenigen, die sich vor dem Ersaufen in Gargantuas Pisse retten können, fluchen in verschiedenen Sprachen: «[...] commencèrent à renier et jurer, les ungs en cholère, les aultres par rys: ‹Les plagues Dieu! Je renye Dieu! Frandienne! Vez tu ben! La merde! Po cab de

bious! Das dich Gots leyden schend! Pote de Christo! [...]»<sup>171</sup>. Bachtins Erläuterungen zu diesem Fluchkatalog verweisen auf die «karnevaleske Atmosphäre» und auf den grotesken Inhalt der die Zerstückelung des Leibes evozierenden Flüche<sup>172</sup>. Leo Spitzer dagegen beschäftigt sich mit dem Katalog von Schmähungen in der Inschrift von Thelem<sup>173</sup>, in der die motivierende, lautmalerische Reihung von Signifikanten für die grotesken Effekte verantwortlich ist: «In dieser gewaltigen klangmalerischen Folge von Schmähungen erreicht die groteske Kunst Rabelais' ihren Höhepunkt: gewöhnliche französische Wörter werden hier dem Klang, Reim und Rhythmus nach zusammengestellt, durch die sprachliche Alchemie Rabelais' werden sie verwandelt, [...] um ein Klima des grotesken Nirgendwo an der Grenze zwischen dem Komischen und dem Schrecklichen zu schaffen [...]» (Spitzer 1969:49).

Spitzer ist nicht der einzige, der auf die «Ambivalenz» des Grotesken hinweist, diese ist auch in Bachtins Beschreibung des Grotesken und Karnevalesken<sup>174</sup> zentral. Die Ambivalenz des Grotesken und Karnevalesken ist bei Bachtin mit der Zirkularität von Leben und Tod, von Zerstörung und Wiedergeburt verknüpft<sup>175</sup>. Im Sinne dieser Zirkularität werden auch das phantastische Moment des Grotesken und seine ebenso wichtige Tendenz zur Vermengung des Getrennten<sup>176</sup> interpretiert. Wenn das Groteske immer mit einem Angriff auf bestehende Normen und Kategorien verbunden ist, kann dessen ambivalente Wirkung zwischen Lachen und Grauen auf die Mischung von Lust und Angst zurückgeführt werden, die bei der Ersetzung von Vertrautem durch Neues empfunden wird. Die Ambivalenz zwischen «bedrohlicher Orientierungslosigkeit» und «lustvoller Freiheit»<sup>177</sup> ist ein typischer Zug der phantastischen, «wilden» Sprachmischung. In der bündnerromanischen Literatur hängt diese Ambivalenz auch mit der sprachlich-kulturellen Situation der bedrohten Kleinsprache zusammen. Tatsächliche Bedrohung und ideologische Überzeichnung der negativen Folgen eines Sprachwechsels verleihen den phantastischsten Erfindungen literarischer «Mischsprache» bei aller Komik immer auch einen Anschein von Warnung und Exorzismus.

